

Michael Weissenberger: *Literaturtheorie bei Lukian. Untersuchungen zum Dialog Lexiphanes*. Stuttgart/Leipzig: Teubner 1996 (Beiträge zur Altertumskunde 64). 297 S. DM 98.00. ISBN: 3-519-07613-6.

Die Arbeit enthält neben der eigentlichen Kommentierung (nur) der ersten 20 Paragraphen des Dialoges eine ausführliche und fundierte Darlegung lukianischer Attizismuskritik, gegliedert nach ‚Lexis‘, ‚Taxis‘, ‚Heuresis‘ und ‚Pragmatik‘. Es fehlt ein Index der zitierten Stellen (ein Index Lucianus ist vorhanden), ebenso eine kritische Würdigung der Figurenkonstellation und der dramatischen Anlage. Trotz einiger Monenda ist der Kommentarteil durchweg gelungen.

In der Kommentierung eines wichtigen Autors wie Lukian – monographisch regelmäßig gewürdigt¹ – klaffen noch große Lücken². Michael Weissenbergers (W.) Kommentar zu dem schwierigen Dialog *Lexiphanes* ist daher willkommen.

W. setzt sich zum Ziel, die sprach- und literaturkritischen Positionen Lukians insgesamt zu erarbeiten und den *Lexiphanes* vor diesem Hintergrund zu analysieren. Hieraus ergibt sich die Disposition seiner Untersuchung in zwei Hauptteile. Der erste Teil (Kapitel 1–3 (9–150)) enthält nach einer das Thema abgrenzenden Einleitung (1) Analysen von sechs als ‚literaturkritisch‘ bezeichneten Texten Lukians (2)³ und eine Untersuchung der „Stellungnahmen des Literaturkritikers Lukian“ (3), die nach den drei *officia oratoris* Lexis,

1 Vgl. etwa die Studien von J. Bompaire, *Lucien écrivain*, Paris 1958; B. Baldwin, *Studies in Lucian*, Toronto 1973; J. Hall, *Lucian's Satire*, New York 1981; C. P. Jones, *Culture and Society in Lucian*, Cambridge/Mass. 1986; R. B. Branham, *Unruly Eloquence*, Cambridge/Mass. 1989.

2 Dem umfangreichen Œuvre des Samosatensers stehen – neben Ausgaben mit kurzen Erläuterungen – als moderne Kommentare nur gegenüber H. Homeyer, *Lukian, Wie man Geschichte schreiben soll*, München 1965; J. Coenen, *Zeus tragodos. Überlieferungsgeschichte, Text und Kommentar*, Meisenheim 1977; H.–G. Nesselrath, *Lukians Parasitendialog. Untersuchung und Kommentar*, Berlin/New York 1985; E. Braun, *Lukian. Unter doppelter Anklage. Ein Kommentar*, Frankfurt a. M. 1994; U. Victor, *Lukian von Samosata, Alexandros oder der Lügenprophet*, Leiden 1997; A. Georgiadou/D. Larmour, *Lucian's Science Fiction Novel True Histories. Interpretation and Commentary*, Leiden 1998; P. Größlein, *Untersuchungen zum Juppiter confutatus Lukians*, Frankfurt a. M. u. a. 1998.

3 *Hist. conscr., Adv. ind., Rhet. praec., Pseudolog., Sol., Lex.*

Taxis, Heuresis (3.1–3.3) gegliedert ist und mit einem Überblick über pragmatisch orientierte Positionen (3.4) endet. Der zweite Teil (4) beinhaltet die Kommentierung der §§ 1–20 des *Lexiphanes* (151–283). Die Arbeit schließt mit einer Zusammenfassung (5), einer Bibliographie und einem Index der aus dem lukianischen Œuvre herangezogenen Stellen.

Daß es im Werk Lukians überhaupt eigenständige literaturtheoretische Positionen geben könne, ist keine selbstverständliche Prämisse. Erst nach ausführlicher Darstellung der Kontroverse, wie originell Lukian gewesen sei, entschließt sich W., ihm eigene theoretische Ansichten und nicht nur eine spöttisch-destruktive Grundhaltung zu unterstellen; innovatorische Kraft gesteht er ihm gleichwohl nicht zu (21). Dieser (nicht neue) Vorwurf ist anachronistisch, findet doch die moderne Forderung nach Originalität in der Antike keine rechte Entsprechung: Gerade in der literaturkritischen Diskussion sind Termini wie ‚kainótes‘, ‚kainotomía‘ oder ‚eleuthería‘ zumindest ambivalent und werden eher negativ als positiv verwendet. Es ist auch nicht stimmig, von Autoren einer Epoche, die die Nachahmung der Tradition als literarisches Ideal propagiert, Originalität zu fordern. Insofern ist es bedauerlich, daß W. bei der Durchsicht jener von ihm als literaturtheoretisch relevant erachteten Schriften bedeutsame Texte – etwa *Zeuxis*, *Electrum*, *Prometheus es in verbis*, *De domo*, *Imagines*, *Pro imaginibus*⁴, *Hercules*, das Proöm der *Verae historiae* – nicht oder nur am Rande in die Interpretation miteinbezieht: Originalität besteht für Lukian nicht in der Neuerfindung, sondern in der Neuheit der harmonischen Kontamination verschiedener Traditionen. Dies gilt *mutatis mutandis* auch für Lukians theoretische Positionen: Nicht ob sie an sich neu sind, wäre zu fragen, sondern aus welchen Quellen Lukian sie auf welche Weise zusammengefügt hat. Der Grund für W.s Beschränkung auf die genannten Texte ist darin zu sehen, daß er unter „Literaturtheorie“ eine – weit gefaßte – Attizismuskritik versteht. Natürlich ist W. zuzustimmen, daß im 2. Jahrhundert n. Chr. Attizismus- und Literaturkritik kaum voneinander zu trennen sind (12f. 22). Aber im *Lexiphanes* wird – und W. selbst arbeitet dies in aller Klarheit heraus – im letzten nichts anderes verhandelt als einige fundamentale rhetorische Prinzipien, die der Archaist strenger Observanz zu vernachlässigen bereit ist: die Priorität des Darzustellenden vor der Darstellung, der Heuresis und Disposition des Materials vor der verbalen Ausgestaltung, der Imitation eines klassischen Kanons vor der

4 Hierzu zuletzt G. Bretzigheimer, Lukians Dialoge ‚Eikónes – Hyper tôn eikónôn. Ein Beitrag zur Literaturtheorie und Homerkritik, RhM 135, 1992, 161–187.

Nachahmung von Absurdem nur seiner Ausgefallenheit wegen. Als Quelle hingegen für die Beantwortung genuin literaturtheoretischer Fragen – etwa nach dem Verhältnis von ‚chrésimon‘ und ‚térsis‘, von Realitätsbezug, Vorbildcharakter und Fiktionalität, von Originalität und Intertextualität (Mimesis), oder nach den Bedingungen der literarischen Kommunikation, der Beziehung zwischen Autor, Figur und Rezipient: all dies Fragen, zu denen bei Lukian gewichtige Stellungnahmen zu finden sind – wird dem *Lexiphanes* zuviel aufgebürdet.

Kapitel 2 bietet für jene sechs Schriften einen guten Forschungsüberblick sowie eigenständige und bedächtige Analysen dessen, was für W.s Fragestellung aus ihnen zu entnehmen ist, mithilfe genauer Differenzierungen der jeweiligen Darstellungsziele und -methoden. Nicht alles, was einzelne Figuren vertreten, läßt sich als genuin lukianische Position sichern. W.s hermeneutisches Fingerspitzengefühl und seine – das ganze Buch auszeichnende – flexible Eleganz in der sprachlichen Gestaltung lassen kaum Fragen offen. Insbesondere die Diskussion um die Bedeutung des *Soloecista* (59–67) dürfte mit W.s Ausführungen beendet sein: Der Nachweis, daß Lukian die Rolle des Solözisten nur spielt, um seinem Gegenüber eine Lektion in Fragen des Taktgefühls in wissenschaftlichen Diskussionen zu erteilen (vgl. auch 145), darf als gelungen angesehen werden. Insgesamt überzeugt auch W.s Argumentation, daß das Verhältnis zwischen Lykinos und Lexiphanes als freundschaftlich anzusehen ist, so daß die vorgetragenen Positionen nicht als Polemik, sondern als auktoriale Ansichten Lukian verstanden und ausgewertet werden dürfen (80–82): Siehe hierzu allerdings meine Bemerkungen zur dramatischen Anlage des Dialoges.

In Kapitel 3 werden diese Schriften auf das ihnen inhärente Erkenntnispotential hinsichtlich von Lexis, Taxis und Heuresis untersucht. In Kap. 3.1 (Lexis) zeigt W., daß Lukian als Quellen für das auszuwählende Wortmaterial keinen sehr restriktiven Kanon von Autoren vorschreibt (anders hingegen, wenn es ihm um das Minimum einer literarischen Paideia geht: Hier gibt *Lex.* 22 klare Auskunft⁵). Mischung der Stile ist ihm verpönt; Homogenität und Klarheit erscheinen als (gewiß nicht außergewöhnliche) Prinzipien der

5 Vgl. auch J. Romm, Wax, Stone, and Promethean Clay: Lucian as Plastic Artist, CA 9, 1990, 74–98.

‚lógôn eklogé‘.⁶ Für die Darstellung der Anforderungen an die Taxis (Kap. 3.2) verweist W. vor allem auf Lukians Ausführungen in *Hist. conscr.* 27. 55. 56: Die Teile einer ‚diégesis‘ sollen zueinander in angemessener Proportion stehen, die Erzählung soll das passende Tempo einhalten und glatt, gleichmäßig und widerspruchsfrei voranschreiten, die Einzelheiten sollen wie Glieder einer Kette verbunden sein. Dies dürfte weitgehend der rhetorischen Forderung nach ‚saphéncia‘, ‚syntomía‘ und ‚pithanótes‘ der *narratio* entsprechen, deren Charakterisierung als ‚im voraus festgezurrtes Korsett‘, dem Lukian sich zugunsten einer Sachangemessenheit entzogen hätte (112; vgl. aber 110 Anm. 273), mir nicht einleuchtet. Hier müßte W. die Quellen, mit denen Lukian sich kritisch auseinandergesetzt hätte, näherhin analysieren.

Literaturtheoretische Fragestellungen kommen noch am ehesten in W.s stärksten Kapiteln 3.3 (Heuresis) und 3.4 (Person des Schreibenden) zur Sprache. Es geht Lukian primär um den geistigen Wert des Dargestellten, das einer angemessenen sprachlichen Umsetzung bedarf: Beides ist bei den ‚palaiói‘ gegeben, deshalb sind sie nachahmenswert. Lukian pointiert diesen Sachverhalt in *Adv. ind.* 17 (vgl. W. 114) folgendermaßen: ‚Es sind zwei Fähigkeiten, die man aus dem Umgang mit den Schriften der Alten erwerben kann: reden zu können und das Nötige tun zu können, indem man den Besten nacheifert und die Schlechtesten meidet ...‘. Ähnliche Äußerungen finden sich verstreut immer wieder, ohne je systematisiert zu werden (W. 115). Die Schulung an den Klassikern stellt aber nicht nur eine intellektuelle Bildung dar, sondern auch eine Charakterformung der Person des Schreibenden und Vortragenden. Lukian legt dabei Wert auf bestimmte Grundeinstellungen: kritischer Verstand in Verbindung mit Taktgefühl, gesundes Einschätzungsvermögen, nicht übertriebenes, aber doch solides Selbstvertrauen, Beharren auf bestimmten Qualitätsmaßstäben. So betrachtet, stellt Lukian in seinem Werk nicht nur Richtlinien einer generellen Paideia auf, sondern versucht, wie es scheint, auch selbst in diesem Sinne erzieherisch zu wirken. Charakter und Bildung des ‚pepaideuménos‘, geschult an den Klassikern, befähigen ihn gerade erst zu gelungener Nachahmung derselben: W. formuliert, „daß imitatio eines vorbildlichen Autors immer Nachahmung und dem eigenen Gegenstand angemessene Übertragung von dessen ureigenen und besonderen

6 Ein Pastiche oder auch ein volkssprachlicher Text sind vor dem Hintergrund dieser Forderungen zulässige Textsorten: W. plädiert (102 Anm. 248) daher mit Recht für die Echtheit von *De dea Syria* und *Asinus*.

Qualitäten sein muß; allein deren Erkennen setzt allerdings gründliches Studium voraus. Das oberflächliche Kopieren der dem Laien zuerst ins Auge springenden Eigenheiten ... hat dagegen mit Lukians Verständnis von ‚mimesis‘ nichts zu tun“ (137). Wohl auch solcher Zusammenhänge wegen hat W. seine Kapitel über Heuresis und Persönlichkeit des Gebildeten nebeneinandergestellt. Daß sich dabei selbst dieses Paideia-Ideal noch kontaminierender Imitation verdankt, wäre zu zeigen⁷. Inhaltlich greift Lukian zweifellos auf Isokrates zurück; mir scheint, auch ein Einfluß Ciceros läßt sich nicht *a priori* ausschließen, und schließlich lehnt sich etwa die Formulierung des zitierten Passus aus Adv. ind. 17 offensichtlich an Homer (Il. 9,443) an.

Die Bildungsthematik leitet über zum zweiten Teil der Arbeit, dem Kommentar der §§ 1–20 des *Lexiphanes*, sind es doch gerade das „oberflächliche Kopieren“ und die Vernachlässigung von Heuresis und Taxis zugunsten der Lexis, die man dem Titelhelden zum Vorwurf machen wird. Insgesamt ist der aus W.s Erklärungen zu schöpfende Erkenntnisgewinn groß. Aufgrund seiner gelungenen Quellenanalysen vermag der Leser schon bei der ersten Lektüre die Genialität der Parodie mitzuvollziehen, ja zu genießen. Leider hat W. darauf verzichtet, auch die Äußerungen des Lykinos und des Arztes Sopolis über einzelne Bemerkungen in Kap. 2.6 (80–84) und *passim* hinaus auf ihr mimetisches Potential hin zu analysieren. Denn es ist doch zu fragen, ob Lukian der Logomanie des Lexiphanes nur einen theoretischen Widerpart in Lykinos' Ausführungen entgegengestellt hat oder ob er nicht auch durch die Gestaltung der fiktiven Situation selbst und durch Imitation näher zu bestimmender Quellen gezeigt hat, worum es ihm geht.

Die Figurenkonstellation und die dramatische Anlage des Dialoges sind nämlich durchaus auffällig. Lykinos trifft an einem nicht genannten Ort zu einer nicht genannten Zeit Lexiphanes. Nach dessen Vortrag tritt aus dem Nichts und ohne Einführung der Arzt Sopolis auf, der durch die Gabe eines Emeticums ein somatisches Heilverfahren anlaufen läßt; nach seinem Abtreten liest Lykinos Lexiphanes die Leviten, womit der Dialog endet, ohne daß wir etwas von einer Reaktion des Titelhelden erführen. Man wird hier zunächst die mangelnde Ausarbeitung der situativen Elemente konstatieren,

7 Als gelungenes Beispiel der Analyse kontaminatorischer Imitation selbst im Falle abstrakter Konzeptionen vgl. etwa M. M. J. Laplace, *L'ecphrasis de la parole d'apparat dans l'Electrum et le De domo de Lucien, et la représentation des deux styles d'une esthétique inspirée de Pindare et de Platon*, JHS 116, 1996, 158–165.

deren Defizienz bei einem Vergleich mit Lukians *Hermotimos* deutlich wird: Auch dieser Titelheld tritt mit einem Buch unterm Arm auf, und wir erfahren, daß er sich zu seinem Philosophielehrer begibt, ein Unterfangen, von dem er erst abläßt, nachdem er von Lykinos erfahren hat, daß der Unterricht an diesem Tage nicht stattfindet; schon hier und auch später erhält der Leser weitere Rahmeninformationen. Nachdem Hermotimos unter der Wucht des lykinischen Logos zusammengebrochen ist, hören wir aus seinem Munde die Schlußworte und erfahren, wie er sich die Gestaltung seines weiteren Lebens vorstellt. All das ist durchaus vergleichbar mit dem *Lexiphanes*, aber wesentlich ausgearbeiteter. Die Defizienz der dramatischen Gestaltung des *Lexiphanes* koinzidiert nun mit der von W. 151–155 zusammenfassend und *passim* im Kommentarteil konstatierten dispositorischen Schwäche des lexiphani-schen *Symposiums*, wenngleich W.s Kritik hier in manchen Fällen widerlegt werden könnte. Warum macht sich Lukian als Autor zumindest in geringerem Maße derselben Vergehen schuldig wie sein ‚Held‘ Lexiphanes? Eben-sowenig bemüht sich W. darum, die für das Verständnis der Disposition des Werkes durchaus ergiebigen Bezugnahmen auf das platonische *Symposium* auszuloten. Lukians Konstellation ‚Aberwitziger Vortrag‘ – ‚Heilung durch einen Arzt‘ – ‚rationaler Vortrag‘ findet sich nämlich dort präfiguriert, wenn auf den penetranten ‚Schluckauf des Aristophanes‘ seine ‚Heilung durch den Arzt Eryximachos‘ und die ‚Rede des Komödiendichters über den Eros‘ folgt. Es ist frappant, daß Lexiphanes’ Ausführungen zumindest spielerisch als ein somatisches Leiden empfunden und angegangen werden. Spielt Lu-kian also mithilfe der Einführung des Motives der ärztlichen Therapie auf Aristophanes’ Schluckauf an? Welche Rolle spielt dann Lykinos? Welche Lexiphanes?

Vor diesem Hintergrund ist die Frage nach der eigentlichen Intention des Werks noch einmal zu überdenken. Insgesamt aber stellt W.s Buch für die Beschäftigung mit dem Attizismus allgemein und insbesondere mit dem *Lexiphanes* ein solides Fundament dar.

Eine ausführliche Fassung dieser Rezension – mit einer Würdigung des Kommentars – erscheint in der Zeitschrift *Gnomon*.

Peter von Möllendorff, München

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Peter von Möllendorff: Rezension zu: Michael Weissenberger: Literaturtheorie bei Lukian. Untersuchungen zum Dialog Lexiphanes. Stuttgart/Leipzig: Teubner 1996 (Beiträge zur Altertumskunde 64). In: Plekos 1, 1998–1999, 1–7 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/98,99/rweissenberger.pdf>).

Rosemarie Bargheer: *Die Gottesvorstellung Heliodors in den Aithiopia*, Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang 1999 (Europäische Hochschulschriften XV 77). 187 S. DM 54.00. ISBN: 3-631-33836-8.

Die Verfasserin sieht Heliodors Gottesauffassung in Zusammenhang mit den religiösen Reformen des Kaisers Julian und hält den Roman für eine volkstümliche Propagandaschrift, welche die Bemühungen des Kaisers um die Wiederherstellung des heidnischen Glaubens unter Vorrangstellung von Helios populär machen will.

Schon beim Durchblättern der Arbeit fällt auf, daß B. außer zu Datierungsfragen fast keine Spezialliteratur zum Roman beizieht und die Erträge der Heliodorforschung nicht berücksichtigt. Erklärbar wird das Vorgehen beim Blick auf ihre Biographie. Zu bewundern ist, daß die Autorin noch an ihrem Lebensabend nach Beendigung ihrer ärztlichen Betätigung klassische Philologie studiert und mit der Magisterprüfung und Promotion abgeschlossen hat.

Ziel der Arbeit ist es, die spezielle Gottesauffassung Heliodors zu beschreiben und zu den religiösen und politischen Strömungen ihrer Entstehungszeit in Beziehung zu setzen (14). Nach Maßgabe des rein deskriptiven Verfahrens ist das Ergebnis schlüssig. Doch darf bezweifelt werden, daß diese Methode dem Thema adäquat ist und zu einem wissenschaftlich fundierten Resultat führen kann.

Ausgangspunkt ist die Datierung des Romans. Im 1. Kapitel (17–49) wägt B. die Argumente ab, auf die sich Frühdatierer (3. Jahrhundert n. Chr.) und Spätdatierer (4. Jahrhundert n. Chr.) stützen. Sie schließt sich der Ansicht an, Heliodor habe Schriften von Kaiser Julian benutzt, und stimmt damit der Datierung des Romans in die 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. zu.

In den beiden folgenden Kapiteln bietet sie eine Nacherzählung der Handlung aus zweierlei Sicht. In Kapitel 2 (51–81) referiert sie den chronologischen Ablauf unter dem Aspekt der „lenkenden Mächte“. Als solche definiert sie die mit Namen genannten Gottheiten Helios, Selene, Apollon, Artemis, Isis. Als Ziel des göttlichen Plans betrachtet sie, was am Ende geschieht: die Aufhebung der Menschenopfer und die Einsetzung der rechtmäßigen Königstochter und ihres Ehemanns in das Priesteramt für Selene und Helios. In Kapitel 3 (83–92) resümiert sie das Geschehen in der vom Roman gebotenen Reihenfolge, die es dem Leser erschwere, den göttlichen Plan und die Mehrdeutigkeit göttlicher Voraussagen zu entschlüsseln. Mit

der Erzählstruktur wolle Heliodor zeigen, wie rätselhaft das menschliche Leben dem einzelnen immer wieder erscheinen müsse, obwohl jedem menschlichen Schicksal ein göttlicher Plan zugrunde liege (91).

Zu diesem äußerst einfachen, bruchlosen, geschlossenen Bild kommt B. durch eine gegen Bedenken gefeite Leseweise und eine dem geschriebenen Wort vertrauende credulitas. So wird aus dem oszillierenden, vielschichtigen, komplexen Gebilde eine plane Geschichte. Sooft göttliches Wirken ins Spiel gebracht, aber die Gottheit nicht beim Namen genannt wird, stellt sie mittels Vermutung eine Identifikation mit einer der Hauptgottheiten her. Ebenso betrachtet sie Träume und alles, was Manifestation des Göttlichen sein kann, unhinterfragt als solches und erschließt die dafür verantwortliche Gottheit. Sämtliche Angaben über Götter nimmt sie gleichermaßen beim Wort, unabhängig davon, ob sie vom auktorialen Erzähler oder einer persona agens stammen, ohne zwischen der Glaubwürdigkeit der Figuren zu differenzieren und ohne zu beachten, in welcher Situation, gegenüber welchem Adressaten und in welcher Absicht sich diese auf Götter berufen. Nicht zur Sprache bringt sie, daß es sich bei Kalasiris um eine sehr schillernde Persönlichkeit handelt, die von der Forschung äußerst konträr im Spektrum zwischen weisem Priester und Scharlatan gedeutet wird (bei B. a priori eine Inkarnation des Gottes Apollon, 75. 115). So hegt sie auch nicht den geringsten Zweifel an seiner Darstellung der entscheidenden nächtlichen Begebenheit, bei der ihm Apollon und Artemis den Auftrag erteilen, die Jugendlichen nach Ägypten mitzunehmen (3.11.5). Während der Ich-Erzähler selbst sogar ein kleines verunsicherndes Signal setzt (Traum oder Wirklichkeit?), ist für die Verfasserin die Epiphanie fragloses Faktum. Die Interpretation solcher Schlüssel-szenen (ebenso der Begegnung mit Persinna 4.12.1–13.1) und der Kalasiris-Gestalt insgesamt hat indes maßgebliche Folgen für die Frage „göttliche Lenkung oder menschliche Strategie“.

Kapitel 4 (93–164), hinter dem viel Sammelfleiß und große Arbeit stecken, bringt wenig Neues für das Verständnis des Romans. Sowohl für die fünf lenkenden Hauptgötter als auch für die einzelnen Schicksalsmächte, die keinen größeren Einfluß auf die Handlung ausüben (Daimon, Tyche, Moira, Heimarmene, Gestirne, Erinys), zeigt B. zunächst jeweils in einem religionsgeschichtlichen Überblick, welche Kompetenzbereiche und Funktionen sie in der antiken Religion allgemein ausüben, dann, welche Rolle ihnen im Roman zukommt (als Zusammenfassung der Ergebnisse der Kapitel 2 und 3 bzw. als Begriffsbestimmung anhand einzelner Stellen). Ergebnis ist, daß der

synkretistische Helios-Apollon die ethisch begründete Vorrangstellung einnimmt und sich als weibliche Entsprechung der Synkretismus Selene-Artemis-Isis anbietet.

Kapitel 5 (165–175) stellt den Bezug zwischen dem Roman und den geistigen Strömungen des 4. Jahrhunderts her. Da die neuplatonisch geprägte Sonnentheologie, die Kaiser Julian in einer Lobrede auf Helios (362 n. Chr.) entwickelt habe, nur für Gebildete verständlich gewesen sei, versuche Heliodor, mit seiner eigenen Popularisierung der Sonnentheologie Propaganda für die alten Götter des heidnischen Glaubens und Werbung für die Religionsbestrebungen des Kaisers zu betreiben. Meiner Auffassung nach überbewertet diese These nicht nur die religiöse Prägung und Intention des Romans, sondern wirft auch religionsgeschichtliche Fragen auf. Erklärungsbedürftig wäre der Widerspruch zwischen dem Ziel der Religionsreform des Kaisers, die „alten Kulte mit ihren blutigen Opfern wieder aus[z]uüben“ (15), und dem einen Ziel des göttlichen Plans in der „Propagandaschrift“, nämlich „dem Volk der Aithiopen zu bedeuten, daß ihre althergebrachte Sitte der blutigen Opferung von Mensch und Tier ihren Stammesgottheiten Helios, Selene und Dionysos nicht genehm ist“ (80). Auch wenn der Erzähler, der seine Situation nicht nach religionspolitischer, sondern nach dramatischer Relevanz auswählt, bei den blutigen Opfern die ganze Aufmerksamkeit auf das Menschenopfer lenkt, sollte das grundsätzliche Problem nicht übergangen werden, verbindet die Überlieferung doch mit dem Namen Julian gerade die Überdimensionierung der von ihm veranstalteten Tieropfer. Außerdem wäre eine genauere Positionierung des Romans im Spannungsverhältnis zwischen Heidentum und Christentum wünschenswert. Wann und in welchem Kontext sollte die Werbung für Julians Konzept stattgefunden haben, wenn der Kaiser bereits nach knapp eineinhalbjähriger Regierungszeit (361–363 n. Chr.) im Jahr nach seiner Lobrede auf Helios gestorben ist? Läßt sich der Roman tatsächlich in Analogie setzen zu den relationes in Rom, die von Anhängern des alten Glaubens in Krisensituationen eingebracht wurden, die befürchteten, zornige Götter schickten das Unheil „als Antwort auf mangelhafte Zuwendung von Opfern und Festen“ (174)?

Für eine religionsgeschichtliche Einordnung des Romans sind weitere Untersuchungen nötig. Der Forschung dazu die Anregung gegeben zu haben bleibt das Verdienst dieser Arbeit.

Gerlinde Bretzigheimer, Zürich

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Gerlinde Bretzigheimer: Rezension zu: Rosemarie Bargheer: Die Gottesvorstellung Heliodors in den Aithiopika, Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang 1999 (Europäische Hochschulschriften XV 77). In: Plekos 1, 1998–1999, 9–12 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/98,99/rbargheer.pdf>).

Laurent Pernot, *Éloges grecs de Rome. Discours traduits et commentés par Laurent Pernot*. Paris: Les Belles Lettres 1997 (La Roue à livres 32), 199 p. FRF 125.00. ISBN: 2-251-33931-0.

Laurent Pernot, whose book on rhetoric of praise in Greek-Roman world (“La Rhétorique de l’Éloge dans le monde gréco-romain”, Paris 1993) is well known, publishes here his translations of two Greek orations, Ælius Aristides’s “Eis Romen” (second century) and Pseudo-Aristides’s “Eis Basilea” (to Philip the Arab, third century). With these translations, the book contains an accurate introduction, many footnotes, appendices about date of the former oration and identification of the emperor praised in the latter, bibliography and index.

L. Pernot donne dans cet ouvrage la traduction de deux pièces grecques de cette rhétorique de l’éloge à laquelle il avait déjà consacré une étude capitale¹: *En l’honneur de Rome* (Eis Rhômèn), discours 26 d’Ælius Aristide, et *En l’honneur de l’empereur* (Eis Basilea), inscrit sous le numéro 35 dans le *corpus* des œuvres du même Aristide, mais presque unanimement reconnu pour apocryphe au XXe siècle². En effet non seulement Aristide n’en est pas l’auteur, mais cet éloge est manifestement plus tardif, louant un empereur du IIIe siècle, vraisemblablement Philippe l’Arabe. On pourrait s’étonner de voir réunies des œuvres qui n’ont en commun ni siècle, ni auteur ni sujet (une ville, un homme): L. Pernot justifie son choix en déclarant que justement nous disposons ainsi d’une figure *bifrons* de la rhétorique grecque impériale; la connaissance de celle-ci ne saurait être mieux éclairée que par la comparaison entre « un grand auteur » et « un tâcheron », entre l’« heureuse période » de l’Empire romain et sa malheureuse période, c’est-à-dire l’anarchie militaire. D’ailleurs les deux œuvres se rejoignent dans leur *interpretatio graeca* de l’Empire, à la fois déférente et orgueilleuse: à Rome « la puissance, le génie de l’administration, les vertus du commandement, et aux Grecs ... ce qui reste », c’est-à-dire la culture. Ajoutons, et ce malgré les réserves de L. Pernot, qu’une influence de l’*Eis Rhômèn* sur l’*Eis basiléa* n’est peut-être pas à exclure, car si la présence d’un tableau coloré peignant la félicité de l’Empire à la fin de l’éloge « fait partie de la topique » du genre, c’est une particularité

1 La Rhétorique de l’éloge dans le monde gréco-romain, Paris 1993 (Institut des Études Augustiniennes. Antiquités 137).

2 On remarque cependant que T. C. Burgess, *Epideictic literature*, Chicago 1902, p. 132–134 ne doute encore pas de son authenticité et L. Pernot pp. 175–177, signale la récente tentative de C. P. Jones pour réhabiliter l’attribution à Aristide.

propre à ces deux œuvres que de centrer ce tableau sur la liberté de circulation³.

L'ouvrage de L. Pernot commence par un avant-propos qui expose les enjeux communs rhétoriques et politiques; suivent les traductions, chacune précédée d'une notice; puis deux appendices présentent des mises au point sur la date du discours d'Aristide et sur la question de l'inauthenticité de l'*Eis basiléa* et de l'identité de l'empereur qu'il loue. On trouve enfin, avant un index des noms propres, une bibliographie raisonnée qui expose l'essentiel – rien que l'essentiel, tout l'essentiel – sur les deux discours, sur Aristide et sur le contexte idéologique et rhétorique.

Les traductions se lisent bien et sont richement annotées. Leur auteur a su rendre également le style à effet, plutôt appuyé, d'Aristide et celui plus sec et plus mécanique de son successeur. L. Pernot suit le texte de Bruno Keil – il précise qu'il n'a pas voulu faire œuvre d'éditeur, ce qui est conforme à l'esprit de la collection –, mais non les yeux fermés: en de nombreux points, signalés en note, il rejette le surplus de conjectures que la mode hypercritique de son temps avait dictées à Keil et revient à la tradition des manuscrits. Par ailleurs, toutes les divergences avec les traductions (anglaises) sont justifiées avec précision.

Les notices donnent des aperçus rhétorique, stylistique, idéologique et sociologique de chacune des deux œuvres. *En l'honneur de Rome* est doté d'une « architecture [...] soigneusement étudiée » et respecte généralement les règles d'école. Cependant, délaissant les schémas en usage que sont le plan par vertus et l'évocation de l'histoire et des monuments, Aristide a bâti son discours sur la comparaison de l'Empire romain avec les empires qui l'ont précédé. C'est que, explique L. Pernot, il s'agit d'un éloge non de la *citée* de Rome (pour lequel il aurait été judicieux d'adopter le plan-type des éloges de villes), mais de son *empire*, et même d'une réflexion sur la manière dont s'exerce le pouvoir romain. D'autre part, par-delà le style hyperbolique et les compliments de rigueur, le discours est une véritable « hellénisation de l'Empire romain » que dénote en particulier dans le vocabulaire la traduction des réalités romaines en notions typiquement grecques. Enfin, s'interrogeant sur la représentativité de l'*Eis Rhômèn*, l'auteur assure que le rhéteur de Smyrne

3 Or. XXVI, 100 et Or. XXXV, 37. De plus, que le logographe Ménandre cite l'*Eis Rhômèn* prouve que cette œuvre était un modèle en honneur dans les écoles de rhétorique, où a été formé le Pseudo-Aristide.

y présente le point de vue d'une classe, celle des notables de l'Orient grec. Voilà rafraîchie l'image d'Aristide, qu'on a trop souvent dit besogneux, adulateur insincère et simple compilateur de lieux communs.

En l'honneur de l'empereur a pour premier mérite de constituer le seul exemplaire à nous être parvenu complet parmi les nombreux *basilikoï logoi* qu'ont produits les II^e et III^e siècles. Sa caractéristique principale est sa fidélité à l'hellénisme (ce qui peut émouvoir, vu sa date tardive). Résolument tournée vers les modèles de la Grèce classique, auxquels, par un procédé voisin de celui qu'applique Aristide, sont assimilées les réalités du monde romain, l'œuvre est aussi très scolaire: L. Pernot montre qu'elle applique exactement les recommandations de Ménandre, se pliant si strictement à la division de la vertu en piété, justice, humanité, tempérance, courage et intelligence que la personnalité réelle de l'empereur a disparu et que celui-ci « est réduit à ses vertus ». Malgré tout, dans le brouillard de cette abstraction (on comprend pourquoi on a eu tant de mal à reconnaître quel est le souverain en question), percent quelques traits de l'actualité: l'insistance sur la *philanthrôpia*, ou « humanité » qui correspond bien à la sensibilité de l'époque, le quasi remplacement de la vertu militaire du courage par celle de la diplomatie, trait qui conviendrait spécialement à Philippe l'Arabe, négociateur d'une paix (avec la Perse) peut-être peu honorable mais sans doute accueillie avec soulagement par ses sujets. D'Aristide au Pseudo-Aristide, conclut L. Pernot, « l'éloge se fêle et laisse place à la justification ». *En l'honneur de l'empereur* ne manque donc pas d'intérêt, sinon en littérature, en tout cas en histoire et en histoire de la rhétorique.

Disons enfin que, n'eût-il contenu aucune note, aucun commentaire, l'ouvrage de L. Pernot aurait déjà été d'une grande utilité, en particulier pour les francophones. Une édition critique qui date d'un siècle, aucune traduction française, quelques traductions en langues étrangères, mais peu sûres: on peut étendre aux deux discours ce que L. Pernot avance à propos du seul *En l'honneur de Rome*, « plus célèbre, peut-être, que réellement lu ». Il n'y a désormais plus d'excuse.

Pierre-Louis Malosse, Montpellier

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Pierre-Louis Malosse: Rezension zu: Laurent Pernot, *Éloges grecs de Rome. Discours traduits et commentés par Laurent Pernot*. Paris: Les Belles Lettres 1997 (La Roue à livres 32). In: *Plekos* 1, 1998–1999, 13–16 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/98,99/rpernot.pdf>).
